Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 2

Artikel: Die "Southern Review"
Autor: Petter, Henri
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162264

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lisch-mathematischen Fakultät der Universität Rostow studierte er und schloss mit Auszeichnung ab, um alsbald ein philologisches Studium zu beginnen. Darin wurde er durch die Einberufung zur Armee unterbrochen. Er diente zuletzt als Kommandant einer Artillerie-Batterie, war Träger der Orden des Vaterländischen Krieges und des Roten Sterns und geriet dann aus Gründen, die nicht bekannt sind, in die Fänge der geheimen Polizei. Degradierung, Verhaftung und schliesslich Verurteilung zu zehn Jahren Zwangsarbeit sind die weiteren Stationen seines Lebens. 1955 wurde er aus der Strafkolonie entlassen.

Der Leser seiner Werke hat keinen Zweifel, dass Solschenizyn sehr genau kennt, wovon er erzählt. «Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch» und mehr noch «Der erste Kreis der Hölle» sind realistische Schilderungen der Häftlingswelt. Der Romancier zeichnet nüchternwissenschaftliche Diagramme der Verhältnisse unter Stalins Herrschaft. Auch in dem Roman «Krebsstation» ist der Held Kostoglotow ein Mann, der aus dem Straflager kommt. Er ist dem Funktionär Rusanow gegenübergestellt, einem schäbigen Opportunisten und Denunzianten, für den es auf einmal keine Privilegien mehr gibt, weil ihn sein Leiden auf die gleiche Stufe stellt wie alle andern Patienten der Klinik. Vielleicht ist das Solschenizyns zentrales Thema: er zeigt den Menschen seiner Verkleidungen ledig, seiner Rechte und Freiheiten beraubt; er zeigt den Menschen, der törichte Hoffnungen hinter sich gelassen hat, sei es, dass er in die namenlose Gemeinschaft der «Zehnjährigen» eingegangen ist (der Häftlinge, die pauschal zu zehn Jahren verurteilt worden sind), sei es, dass er die tödliche Krankheit im Leibe hat. Und er zeigt, wie sich in dieser äussersten Verlassenheit, jenseits der Schranke, die ausgeglühte, schlackenlose menschliche Realität abzeichnet. Seine Distanz zu den herrschenden Verhältnissen in der Sowjetunion ist nicht einfach mit Begriffen wie «liberale Opposition» oder «Kampf für die verfassungsmässigen Rechte» auszufüllen; es kommt eine Dimension hinzu, die Solschenizyn auch dem Versuch entrückt, ihn als Märtyrer und Zeugen wider das System zu gebrauchen. Er steht ausserhalb dieser Kämpfe, er ist sozusagen über sie hinaus, und dies, ohne dass er im geringsten so weltfremd oder romantisch wirkt wie Pasternak, sondern im Gegenteil als ein naturwissenschaftlich denkender und prüfender Realist.

Sein Fall ist gewiss nicht rein literarisch zu betrachten, es sei denn, man gebe dieser Qualifikation eine Würde und einen Rang, die sie seit langem nicht mehr besitzt. Wie sich das Regime und vornehmlich auch das Establishment des Sowjetischen Schriftstellerverbandes dazu verhält, ist bekannt: man versucht, ihn totzuschweigen. In literarischen Artikeln soll der Name des grossen Erzählers gemieden werden, in Neuauflagen bereits gedruckter Texte ausgemerzt. Der Grund ist, dass Solschenizyns Romane die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Privilegien, die Relativität von Luxus und Konsum, die Hohlheit einer offiziellen Kultur entlarven. Auf Menschen, die davon leben, wirken sie zersetzend. Sie decken den Selbstbetrug der Rusanows auf, und sie zeugen von der Freiheit der Geknechteten. Das ist Sprengstoff.

Anton Krättli

Zeitschriftenrundschau

DIE «SOUTHERN REVIEW»

Die heute im fünften Jahrgang stehende *Southern Review* ist die Nachfolgerin der gleichnamigen Vierteljahresschrift, die von 1935 bis 1942 das literarische Leben der amerikanischen Südstaaten erhellte und befruchtete. Sie erscheint, von Lewis P. Simpson und Donald E. Stanford betreut, in einer Auflage von gut 4000 Exemplaren

im Verlag der Louisiana State University; jedes Heft hat etwa 250 Seiten im Quartformat. Ein Querschnitt durch den dritten Jahrgang mag die Natur und die Vielfalt der Beiträge veranschaulichen. Es erscheinen darin an die siebzig Gedichte (Nachdichtungen aus fünf Sprachen mitgerechnet) und sieben Kurzgeschichten; die Autoren tragen unbekannte oder auch berühmte Namen (wie zum Beispiel der nicht «südliche» James T. Farrell). Neben gut dreissig zum Teil recht umfangreichen Rezensionen bilden etwa gleich viele Aufsätze den wissenschaftlichen Teil der Zeitschrift. Hier wären Robert Penn Warrens Untersuchung der Gedichte Melvilles zu nennen; Arthur Mizener schreibt über Warrens *All the King's Men*, René Wellek über I. A. Richards, Kathleen Raine über Shelley. Weitere Beiträge stammen von John Crowe Ransom und Yvor Winters; behandelte Gegenstände sind Eliot (dreimal), Bellow (zweimal), Auden, Dylan Thomas, Hellers *Catch-22*, aber auch russische Autoren: der Publizist Tschernyschewskij, der Symbolist Wjatscheslaw Iwanow. Es soll im folgenden auf drei Hefte hingewiesen werden, wovon eines Robert Frost gewidmet ist (Vol. II, No. 4), ein anderes ein Bild Mark Twains entwirft (Vol. IV, No. 2); zunächst sei von der Jubiläumsausgabe die Rede, die aus Anlass des dritten Jahrzehnts der Gründung der vorigen *Southern Review* (1935) im Sommer 1965 erschien (Vol. I, No. 3) und Beiträge von siebzehn Mitarbeitern jener Zeitschrift enthält.

I

Cleanth Brooks untersucht das Verhältnis T. S. Eliots zu den «Metaphysical Poets» und zu Wordsworth. Jene stützten sich auf einen logischen Unterbau, wenn sie in ihren Dichtungen nicht unmittelbar Zusammengehörendes zusammenfügten, während Wordsworth sich mit dem Nebeneinanderstellen von solchen Bildern begnügte und den Leser aufforderte, deren gegenseitiges Verhältnis mittels seiner Einbildungskraft zu erkennen. Eliot braucht beide Methoden, betont aber eher das logische Gefüge; die romantische Gestaltungsweise ist dagegen bei Zeitgenossen und Nachfolgern wie Frost, Stevens, Warren und Auden häufiger, und auch bei vielen jüngern Dichtern, die zum Teil zu Unrecht für Neuerungen in diesem Sinne gelobt worden sind. Leonard Unger steuert eine knappe aber aussagekräftige Ehrung Eliots bei; er schlägt eine Unterscheidung vor zwischen Yeats' «Style» (Kunstform), Frosts «Speech» (Sprechform) und Eliots «(intimate) Voice»: demnach eignete Eliot eine ganz besondere Fähigkeit, den sensiblen und gebildeten Menschen des 20. Jahrhunderts sprechen zu lassen.

Allen Tate prägt für die Diagnose des Scheiterns vieler Gedichte – das Auseinanderklaffen von Wort und Bedeutung(en) – den Begriff «unliteral imagination»; der schaffende Dichter wie der miterlebende Leser können dafür verantwortlich sein. Der seither (1968) verstorbene Donald Davidson bietet eine intelligente Betrachtung von Tates «To the Lacedemonians» unter dem Titel «The Meaning of War».

Max Lerner geht den Vorzügen von Tocquevilles *La Démocratie en Amérique* nach, besonders der darin enthaltenen Analyse vom Preis, den das Individuelle als Gegenleistung für die demokratischen Errungenschaften zu erbringen hat. Robert Penn Warren geht es um etwas Verwandtes in «Faulkner: The South and the Negro». Er schreibt von dem kulturellen Schock nach dem Ersten Weltkrieg, als in den Südstaaten ein neues Bewusstsein der Durchdringung von Vergangenheit und Gegenwart gefördert wurde. Ein Grundübel der traditionellen südlichen Gesellschaft ist nach Warren die Unterdrückung des Menschlichen durch das Wirtschaftliche; gerade das Verhalten der Weissen gegenüber den Negern ist ein aufschlussreicher Gradmesser dafür. Faulkners Werk veranschaulicht dies, wobei seine Sicht bezeichnenderweise die Ambivalenz der Vergangenheit wie auch der Zukunft deutlich macht.

Unter den Schriftstellerinnen, die zum Wort kommen, seien Mary McCarthy und Caroline Gordon genannt, die Erzählungen

beisteuern, ferner Eudora Welty: Sie schreibt vom Roman als einer Erfahrung für Autor und Leser, von der Sprache als einem erfahrenden Bekenntnis und zugleich als Verständigungsmittel, so dass Wahrnehmung unmittelbar den Wert der Bedeutung erhält. Knappe Auszüge aus Katherine Anne Porters «Notebooks» berichten von Joyce, Yeats, Eliot und Pound; man hofft, sie einmal in erweiterter Form wiederlesen zu dürfen. Leider wird man keine Fortsetzung der *Faust*-Übersetzung des Dichters Randall Jarrell (1914–1965) erwarten können.

II

Wie zwischen Wordsworth und Eliot lässt sich auch zwischen Wordsworth und Frost eine Parallele ziehen, wie Herbert Howarth in seiner interessanten Darlegung von Frosts Anfängen zeigt: Wordsworth und Frost bemühen sich um eine Erneuerung der Sprache und des Sprachempfindens. Anders als Eliot bietet Frost keine radikalen und theoretisch verkündeten Neuerungen, und doch ist er, der thematisch und weltanschaulich ja konservativ blieb, ein Neuerer. Er lernt aus der Prosa von Ford Madox Ford, der Intonation des Sprechens in Brownings «dramatic monologues», der Zurückhaltung eines Hardy; vielleicht verdankt er Chesterton sein Wissen um den suggestiven Bedeutungsreichtum des einzelnen Worts. Er scheint, besonders wegen seiner Naturthematik, den «Georgian Poets» von etwa 1920 nahe, doch unterscheidet er sich von ihnen durch die Genauigkeit und Tragweite seiner Untersuchung der Natur.

W. W. Robson hebt zuerst Frosts technische Neuerungen hervor, die schon Edward Thomas in dessen kurzer Laufbahn zu beeinflussen vermochten; vor allem handelt es sich um die Befreiung von der blutarmen Diktion der Spätviktorianer und die Verwendung der Rhythmen des Sprechens. Wie die «Georgian Poets» übernimmt Frost neben der Umgangssprache auch Traditionelles und gar Archaisches; er teilt mit ihnen auch die Bekräftigung des persönlichen Freiheitswillens, doch wird dieser bei ihm zur betonten Indifferenz gegenüber dem allgemein Verbindlichen. Damit hängt auch zusammen, dass Frost nur in wenigen Gedichten den Leser zwingend zur Teilnahme einlädt; das sind aber seine besten Werke, aus klarer Wahrnehmung entstanden und oft als Zeugnis für seinen Sinn für menschliches Vergehen und Neubeginnen zu verstehen. Das alles wird von Robson sauber und nuanciert dargelegt.

Lloyd N. Dendinger gibt eine beachtenswerte Auslegung des bekannten Gedichts «Stopping by Woods on a Snowy Evening», das er in den Rahmen der amerikanischen Literatur stellt und, mit Hinweisen auf Parallelen bei Cooper, Thoreau, Twain und besonders Hemingway, auf die Thematik des Widerstreits zwischen den Kräften der Zivilisation und des verlockenden Irrationalen und Dunklen, zwischen Bewusstem und Unbewusstem, bezieht. Ganz anders geht John F. Lynen vor, der die Notwendigkeit der Betrachtung des einzelnen Gedichts gemäss der Gesetzlichkeit der darin gebrauchten Sprache belegen will. Diese Sprache widerspiegelt nach ihm eine allmählich bewusstwerdende und dramatisierte Auseinandersetzung. Sekundär lassen sich die Gedichte Frosts in eine Gesamtschau integrieren, in der eine Auseinandersetzung zwischen Wahrnehmung und möglichen Deutungen stattfindet.

Richard Eberhart schildert die einprägsame Persönlichkeit Frosts und dessen enge Verbindung mit ländlichem Leben. Er betont den Willen des Dichters; in Gedichten, die denjenigen Hardys nahestehen, ist es dieser Wille, der den Pessimismus des englischen Dichters nicht zulässt, das Unerreichbare wenigstens in einen natürlichen, praktischen Zusammenhang zu stellen sucht. Frost glaubt an die Möglichkeit, die Dinge unserer Welt zu ordnen; unter anderem drückt seine Fähigkeit, konzentrierte Aussagen zu machen (etwa in Distichen), dies aus. Eine Verpflichtung aufs Christliche oder auf Lehren über die Dinge des Jenseits kennt Frost nicht, auch miss-

traut er etwa einem Shelleyschen Platonismus. Eberharts Aussagen über den Menschen Frost werden durch Erinnerungen von Kollegen des Dichters am Dartmouth College bestätigt.

John A. Meixner lobt die Briefausgaben und vor allem *Interviews with Robert Frost*, die den Dichter in sprachlicher Unmittelbarkeit weiter wirken lassen. Er fasst klar einiges zusammen, was andere Beiträge andeuten, etwa, dass Frost kein grosser, wohl aber ein typisch amerikanischer Dichter ist, besonders in seiner Betonung der Würde und Eigenartigkeit des einzelnen. Angesichts dieser Verkörperung des unentwegt um volle Wirkung kämpfenden Dichters wirkt es um so bedauerlicher, aufgrund nun zugänglicher persönlicher Zeugnisse zu erfahren, dass Frost vieles, was ihn beschäftigte, nicht gestalten wollte, um sich keine Blösse zu geben. Er unterliess es so, den Kontakt mit zahlreichen Erlebnisbereichen zu sichern und seine dichterische Sprache zu erneuern und zu bereichern. Ähnliche Gedanken äussert auch George W. Nitchie, der auf ein bei Frost häufiges Motiv hinweist, dasjenige vom einzelnen, der viel wagt und verliert, eine Rechtfertigung zwar findet, aber doch einen Ton der Defensive beibehält.

III

Umsichtig stellt Arlin Turner die ambivalente Haltung Mark Twains zu den Südstaaten dar, wo Twain immerhin die ersten 25 Jahre seines Lebens zubrachte. Twains Äusserungen und Darstellungen sind zum Teil temperamentbedingte impulsive Reaktionen, zum Teil sind sie nostalgisch gefärbt; wenn er sich über den «veränderten Süden» enttäuscht gibt, bedenkt er nicht, dass seine Erinnerung täuschend sein könnte. Bei seiner oft improvisierenden Schaffensweise deckt er aber auch, mehr oder weniger zufällig, die eigentlichen tieferen Gründe für den Wandel südstaatlicher Institutionen auf; so macht er, ohne es recht beabsichtigt zu haben, in *Pudd'nhead Wilson* aufschlussreiche Äusserungen über die Sklaverei, freilich zu einer Zeit (1894), da kein starkes Echo darauf erwartet werden konnte.

Robert Tracy legt eine Interpretation von *Tom Sawyer* vor als einer Verbindung von realistischer Darstellung eines amerikanischen Geschehens, melodramatischer Verwendung literarischer Klischees und vertiefender Anspielung auf Mythisches; er schiesst dabei deutlich übers Ziel hinaus, denn das Romantisch-Erzählerische ist gewiss das Charakteristische an *Tom Sawyer;* das Realistische scheint untergeordnet und das Mythische kaum mehr als zufällig.

Eine Reihe von Rezensionen wägen alte und neue Auffassungen vom Verhältnis zwischen Samuel Langhorne Clemens und der vielfältigen Figur, die mit seinem Pseudonym Mark Twain assoziiert wird. Lewis Leary lobt ein Buch von James M. Cox, *Mark Twain: The Fate of Humor*, weil es zwischen Clemens und Twain zu differenzieren lehrt, und er weist auf die zunehmende Schwächung der Figur des «Humoristen» Twain gegenüber dem sich wieder behauptenden ernsthaften Wesen von Clemens. Hamlin Hill erinnert daran, dass Twain ein explosiver und hartnäckiger Streiter war, besonders wenn er in andern Schwächen sah, die seine eigenen Schwächen waren. Milton Rickels berichtet über Bücher, welche Mark Twain im Ineinanderspielen von Humor und ethischer Bewusstseinswerdung erfassen möchten, was angesichts der Wandlungen der Twainschen Rollenfiguren und der Clemensschen Umwelt komplexe Fragen aufwirft. James M. Cox bespricht die ersten Bände der *Mark Twain Papers* und stellt vor allem das enttäuschende Niveau dieses Nachlasses fest; beispielhaft ist nach ihm *Which Was It?*, wo das ernste Thema von *Pudd'nhead Wilson* wieder aufgenommen wird, aber keinerlei Vertiefung erfährt.

Henri Petter